

Ernst Straßner: Lebenserinnerungen

2. Teil (geschrieben 1986)

Zu Eisfeld: wir fütterten jedes Jahr ein Schwein. Meine Mutter, die es das Jahr über gefüttert hatte, konnte nicht beim Schlachten dabei sein. Es bewegte sie zu sehr, den Pflégling sterben zu sehen. Ich mußte das Blut rühren. Aber davon blieb mir ein Farberlebnis: Das rosige Schwein lag auf gelbem Stroh im schneeigen Hof. Das dunkle Blutrot zu dem hellen Rosa-Weiß -Gelb prägte sich mir als Klang ein.

Ein anderes Erlebnis ist auch mit meinem Heimatort verbunden, allerdings auch mit der Vergangenheit. Ich suchte mein Leben lang und fand es nicht wieder, auch nicht am Heimatort mehr, als ich in der Nachkriegszeit wieder dort war: das Erlebnis des klaren Sternenhimmels, von keiner irdischen Beleuchtung gestört. Mein Vater und ich gingen 200 - 300m die Höhe hinauf bis dort, wo der Weg sich senkte und das Städtchen verdeckt war, so daß auch keine bescheidenen Straßenlaterne mehr störte. Der Ausblick zum Himmel war fast bedrückend. Eine Finsternis oben durchsät mit Nadelspitzen-Lichtpunkten. Die Milchstraße eine matte Lichtfläche, aber auch durchsetzt von helleren und gedämpfteren Sternen. Ein Planet wie Mars war wie eine Lampe vor der überreichen Tiefe, der beherrschende Arktur war auch wohl vorgerückt vor der in unglaubliche finstere Fernen sich sammelnden Sternendichte.

Ein drittes Erlebnis geht auch weit in die frühe Kindheit zurück. Unser Haus lag an einer Straße, die auch zu weiten Wiesen und Feldern führte. Wenn im Herbst die Tage kurz wurden, kamen oft noch die Kartoffelfuhrwerke spät vorbei, wenn wir kleinen schon im Bett lagen. Die Leiterwagen der Kertaffelfuhren hatten ihre Laternen unter dem Wagen zwischen den Vorderrädern. Sie warfen den Schatten der sich drehenden Radspeichen groß an die Hauswände und ins Zimmer. Von linker Fensterseite beginnend liefen sie die Wand entlang, über die Querrückwand und nach vorn zu der rechten Wand hin, am Fenster endend. Welch geisterhafter Schattenblauf in Formgröße und Stille!

Ich hatte einen vier Jahre älteren Bruder, Franz. In meinen Vor- und Grundschuljahren wurde ich von ihm immer heulend weggeschickt, wenn er mit seinen gleichaltrigen Kameraden spielen wollte in Feld und Wald. Ich habe mich sicher damals in meinem Kummer getröstet, auf dem Fußboden liegend und zeichnend. Aber später verdankte ich dem Bruder doch viel Erfüllung meiner Jugendjahre. Gerade als ich in Berlin studierte, war er in guter Stellung in Fürth. Mit seinen dortigen Freunden wanderte er Gitarre zupfend und singend - systematisch Franken ab. Da nahm er mich in meinen Berliner Ferien mit, so daß ich die alten Städte gut kennenlernte, das Vorkriegs-Nürnberg, Bamberg - wie weit waren in meiner Kindheit die 60 km von Eisfeld bis Bamberg! - Rothenburg, Dinkelsbühl, Nördlingen, Ellwangen und die Fränkische Schweiz. Ich erinnere mich noch so lebhaft, wie bei der Wanderung von Harburg an der Wörnitz nach Nördlingen der lange Nördlinger Kirchturm schon lange über die flachen Wellen des Ries ragte, ehe wir herankamen. Von Nördlingen aus ist mir noch die stille Landschaft in Erinnerung auf dem Weg durch Hügel, Feld und Wald nach Neresheim, an einer alten Burg vorbei. Mein Bruder nahm mich zu leichter Kletterei im Kaiser mit und zum Skilauf im Alläu und Lechtal. Er hatte ein Faltboot, das, als er später in Sonneberg wohnte, bei Lichtenfels am Main lag. Wir fuhren damit auf dem noch strömenden Main, von keinem Stau gehemmt, bis Aschaffenburg. Als ich

Jahre später mit meiner Frau dort wanderte, war anstelle dringenden Fließens ein glattes Nasser, seeartig gestaut.

Vor allem ließ mein Bruder sein Fahrrad in Eisfeld stehen, das ich benutzen durfte. Meine Eltern hatten ja in diesen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg so gut wie kein Einkommen, wenn sie auch mit Haus, Garten und Feld gesichert waren. Ich mußte ja auch sehr sparsam in Berlin leben. Ein Fahrrad war unerschwinglich. Für mich erweiterte sich mit Fahrrad die erreichbare Landschaft bis über den Thüringer Wald und die Rhön hinaus. Ich fuhr zu Bekannten in der Nähe von Ilmenau, das Tal nach Arnstadt hinunter, nach Erfurt, nach Paulinzella. Zu Freunden in Fulda fuhr ich ins Grabfed hinunter und nach Gersfeld hinauf und hinab nach Fulda. Bei Rückfahrt wendete ich mich über Ostheim zum Werratal hin, über Bibra. zu den schönen Werradörfern mit ihren alten Steinbracken. Wie schön war dieses freie

Sich-Hinwenden-Können zu soviel Formwechsel der Landschaft auf doch fast autofreien Straßen.

Kurz vor der raschen Erstarrung des in den 20er Jahren so anregenden kulturellen Lebens in Berlin infolge des herannahenden Dritten Reiches, kam für uns Kunsterzieher der Schlag der Brüning'schen Notverordnungen, die den Kunstunterricht so beschnitten, daß für uns junge Leute keine Hoffnung zum Geldverdienst mehr war. Wir wollten uns wehren, bildeten eine Aktionsgruppe, die Prominente besuchen wollte, die für uns eintreten sollten. Wir wollten auch Leistung in Ausstellungen unserer Arbeit zeigen. In die Jury wählten wir Prof. Georg Tappert. Er sagte im Gespräch: "Na, ihr Jungen könnt doch gar nichts anderes tun als zur Partei zu gehen." Ich fragte: "Ja, Wie lange dauert denn das mit der Partei?" Er: „Na, so 12 Jahre.“ Bei so treffend offenen Reden wurde Tappert bald aus der Kunstschule entlassen.

Als in einem Lokal in der Potsdamer Straße ein Nationalsozialist über kulturelle Absichten der Partei reden wollte, ging ich mit unserem Prof. Georg Walter Rößner und mit dem Kollegen Blisch, einem menschlich und künstlerisch sich so frei und begabt äußernden Menschen, dorthin. Wir mußten ein böses Geschimpfe über die Juden mit anhören, und der Redner deutete auf Rößner, sagend: „Und hier der ist auch ein Jude. Wir sehen jedem an, ob er ein Jude ist.“ Wir gingen wie betäubt aus dem Lokal. In einem Schaufenster der Tauentzienstraße stand ein Ölportrait Hitlers von einem Maler Heilemann. Aus einem Münchner Katalog kannte ich ein beachtliches Bild von einem Heilemann - möge der Hitlermaler ein anderer Heilemann gewesen sein! Ich sagte zu dem Freund, der mit davorstand: "Man sieht: auf Qualitätsurteil in Kunst können wir bei Hitler

nicht rechnen.“

Man fand sich bald fremd in Berlin, und so nahm ich 1933 eine Zeichenlehrerstelle in Halle an der Saale an. Ich suchte ein Zimmer, in dem ich malen konnte und fand am Neuwerk, einem Park-Gartengelände nächst der Moritzburg ein stattliches Haus im Garten, Goethes Gartenhaus in Weimar ähnlich. Im Garten stand ein ostpreußischer Fischerwimpel, auf hoher Stange, am hölzernen Wimpel-Querarm ausgesägte Holzfiguren, buntbemalt.

Aber unten am Fuß~ dieses Volkskunstwunders einen Zettel: "Zimmer zu vermieten". Ich ging hinein. Im breiten Flur Truhen und Bilder: deutsche Romantik. Oben öffnete eine

weißhaarige Frau, und hinter ihr sah ich eine Wand vollbedeckt mit Fotos des damals so populären Schauspielers Paul Wegener. Ich, fast ehe ich begrüßte: "Das ist ja alles

Paul Wegener!" Sie: "Mein Bruder." Ich kam in die Stube und staunte: "Was für herrliche Biedermeier-Möbel!" Sie: "Die kaufen wir, ich kenne die Händler."

So war ich mit einem Schlag in einem Haus - SIE Professorswitwe wo sich sonntags die kulturelle Elite von Halle versammelte: Schriftsteller, Kunsthistoriker, Musiker, Maler, Professoren der Universität. Eines der Erlebnisse dort war das plötzliche Kennenlernen der Gedichte Stefan Georges, dessen Namen ich eigentlich nur aus einer Parodie auf ihn kannte. Ein George-Jünger zweiten Grades bot mir seine Werke, beginnend mit dem "Siebenten Ring". Die wie neu formfest gewordene Sprache und die vielseitigen Formen seiner so streng gebauten Gedichte begeisterten mich, und den einzigen Holzschnitt meines Lebens widmete ich George, ein kleines Profilportrait nach Foto, von dem nur noch ein einziger Druck besteht.

Mein Griff zum Holzschnitt wurde such anders angeregt. Ich unterrichtete an der Latina der Frankeschen Stiftungen, einer Gründung des 18. Jahrhunderts. Da lagen in einem Raum alte Bücher, 16. bis 18. Jahrhundert, etwas Ordnungslos gestapelt. Man konnte blättern, die formvolle Schriftsetzung bewundern und vor allem, wie bis spät noch ins 18. Jahrhundert hinein der Holzschnitt die Illustrationen lieferte, vor allem Verfasserportraits, von der Technik her immer noch formfest geworden. Das regte mich zu gleicher Form an.

Damals, 1933, wurde, wohl von einem George-Jünger ersten Grades, der in Halle lebte, über seinen Freund, den Jünger zweiten Grades, erzählt, Hitlers Kultusminister Bernhard Rust sei damals nach Ascona zu George gefahren, um ihn zum Präsidenten der Dichter-Akademie zu gewinnen. Ein Diener hätte die Tür geöffnet. George hätte im Sessel thronend gesessen und Rust mit einer Handbewegung einen Stuhl angeboten. Als Rust sagte, daß in seinen - Georges - Gedichten sich ihre nationalsozialistische Weltanschauung ausspreche, sagte George entgegen: "Brutalität ist keine Weltanschauung." Mit einer Geste wies George an, Rust möge sich entfernen.

Man verzeihe mir, daß ich in meinem Zimmer dort eine Reiterschlacht malte, angeregt durch Delacroix, den ich vorher in Paris gesehen hatte. Sie hing noch in der Akademie-Ausstellung. Ich habe sie zerschnitten, in Unmut über das. jetzt. geforderte Heroische. Ein Rest existiert noch auf einer Bildrückseite.

Die anregenden Bekanntschaften in Halle wurden mir aber genommen, als ich Ostern 1934 nach Halberstadt versetzt wurde. Ich wurde hier einsam. Aber der Unterricht in der höheren Mädchenschule war wie ein Sanatoriumskursus. Ich nutzte jeden Tag aus, um in die reich geformte Landschaft zu gehen, stieg von allen Seiten auf den Brocken, wanderte oben frei im Wald. Auf eine Klippe steigend, sah man eine nächste aus den Fichtenwipfeln ragen, ging auf diese zu und tastete sich so um den Berg. Die Ilse gluckerte unsichtbar unter Steinen. Große Anemonen wuchsen auf dem Gipfel. Auch in der Sommernacht stieg ich allein hinauf, oft durch trockenes Fichtengeäst mich tastend. Und dann die Vorharzlandschaft von Wernigerode bis Ballenstedt mit Teufelsmauer und den alten Städten und Dörfern! Welch unwiederbringliche Gelegenheit, von heute aus gesehen!

Aber im Herbst schon ging ich nach Cottbus an die Hochschule für Lehrerbildung. Auf Rat meines damals künftigen Schwiegervaters, Lehrer in Stettin, bewarb ich mich um eine Stelle an einer neu gegründeten Hochschule für Lehrerbildung. Ich mußte mich im Kultusministerium vorstellen und traf auf einen Prof. Holfelder - im Blücherpalais auf der Südseite des Brandenburger Tores. Auf der Nordseite wohnte ja "noch"

Liebermann. Holfelder sagte: "Sie sind doch Überzeugt, daß Liebermann ein schlechter Maler ist, Weil er Jude ist?" Ich, lachend erstaunt: "Aber um Gottes willen, natürlich ist er ein großer Maler!" Ich erzählte ihm, wie ich in der Ausstellung seine Stimme hatte. Holfelder: "Dann ist ja alles in Ordnung." Wäre ich eine Woche vorher dort erschienen, wäre ich wohl an einen Mann geraten, der mich hinaus geworfen hätte, weil ich nicht alter Kämpfer war. So hatte man in den Anfangstagen der Hitlerzeit an vielen Stellen noch versucht, alle menschliche und kulturelle „Brutalität“ zu vermeiden, zu umgehen in Hoffnung auf vernünftige Klärung des Beginnenden, so wie ich es auch in meinem Bekanntenkreis in Halle vorfand

Man berief mich noch im Herbst 1934 an die Hochschule für Lehrerbildung in Cottbus. Auch hier fand ich dieselbe politische Haltung im Kollegium. Der einzige "alte Kämpfer", unser Theologe, sah zur Zeit seiner Berufung, 1934, in Hitler schon den Antichristen. Man ging im Kollegium unter dem Zwang, einer politischen Organisation beizutreten, zur SA, umging die Parteizugehörigkeit. Am Abend, als die SA zur Kristallnacht befohlen wurde, drückte man sich um diesen "Dienst", blieb zu Hause. Unser Historiker stand dem Kreisauer Kreis nahe. Unser Pädagoge und Philosoph Bohnenkamp brachte ab und zu seinen Freund Adolf Reichwein zu Gesprächen in das Kollegium. Reichwein war Protokollchef bei Kultusminister Becker, von dem man als dem Minister-Befreier redete. Bei seinem Abgang war Reichwein Professor an der pädagogischen Akademie Halle. Als er 1933 entlassen wurde, bat er um eine Volksschullehrerstelle auf dem Lande. Die erhielt er in Tiefensee nördlich Berlin. Es war schon im Krieg, als man Reichwein an das Volkskunstmuseum berief, das im Prinzessinnenpalais zwischen Oper und Kronprinzenpalais untergebracht war. Reichwein hat sich für jede neue Aufgabe eindringlichst vorgebildet. So ging er jetzt an die Quellen, lernte bei pommerschen Fischern Teppichknüpfen, in Weißwasser Glasblasen und in einer in der Tradition stehenden Töpferei töpfeln. Ich erzähle das etwas breit, weil ich durch ihn in eine Situation kam, die schlaglichtartig die unhaltbare Lage der Hitlerherrschaft zeigte. Reichwein schickte mich nach Posen, dort sollte ich eine Teppichweberei besichtigen und Rat geben, wie sie zu formvoller Produktion zu heben sei. Die Weberei unterstand der Frau eines hohen SS-Führers. Diese wünschte aber den Entwurf eines Schlachtenteppichs irgendeines Kampfes zwischen dem deutschen Orden und den Russen. Meine Einberufung zur Wehrmacht machte mich dann frei von solchem Auftrag. Aber die Situation in Posen war bedrückend. Ein Balte, der das Geschäftliche der Teppichweberei führte, sah die Situation 1943 hoffnungslos. Er sagte: "Warum mußte Hitler alle Brutalität mitmachen, wie die russischen Kommunisten sie vormachten." Er sah nach allem, was er im Osten erlebt hatte, schon den Untergang unaufhaltbar. Nun kam bei der nächtlichen Heimfahrt von Posen ein Erlebnis dazu, das mich erschütterte. In den dunklen Zug stieg ein Soldat ein und erzählte vom Kampf in Warschau: „Ja, da haben wir die Keller geräumt, erst einmal immer eine Handgranate hinein gepfeffert!" Da hatte ich plötzlich Angst, ich könne nicht mehr zu meiner Familie zurückkehren. Ich wurde kurz darauf nach Fürstenwalde einberufen.

Der Krieg hatte mich zunächst noch friedlich weiterleben lassen. Da die Hochschule für Lehrerbildung in Cottbus geschlossen wurde, da die Mehrzahl der Lehrkräfte Soldaten waren, wurde ich kriegsabgeordnet nach Braunschweig. Braunschweig und Hildesheim hatte ich schon einmal gesehen, als ich in Halberstadt war. Ich kannte ja die fränkischen Altstädte. Hier herrschte reiches und kraftvolles Fachwerk, aber was z. B. in Braunschweig das 18. Jahrhundert an Steinbauten einordnete in das Alte, gab doch wieder so reiche Einheit im Verschiedenen. Ich traf in Braunschweig mit einem von

Weilburg her abgeordneten Kunsterzieher, der - 19 Jahre älter als ich - einer freundlich-sanft einwirkenden Kunsterzieher-Generation angehörte, nicht Streitbar-einseitig-unduldsam wie die Nachkriegsgeneration, die durch die Zerrissenheit der Kunst-„Entwicklung“ parteiisch geworden war. Diesem Prof. Thon verdanke ich mein Wiederankommen in Braunschweig und die schönsten Biedermeiermöbel meiner Wohnung.

Ich wurde im Frühjahr 1940 schon wieder nach Frankfurt a.O. abgeordnet. Das unvergeßliche Erlebnis dort war das Landschulpraktikum im Kreis Lebus. Wir besuchten dort zwei Wochen lang die Studenten, die in Dorfschulen praktizierten, per Fahrrad auf Sandwegen mit Kirschbaumreihen zur Seite. Ich wohnte in Lebus a.O. beim Fischer. Seine Frau kochte würzige Fischgerichte, Fische aus der Oder. Welch kleines, vergessenes Dorf war (ist noch?) dieses Lebus, einst einmal Bischofssitz - 2 Hausreihen seitens des Hohlwegs, der von der Höhe zur Oder herunterführte, dicht davor die Kirche. Ich malte von den Westhügeln aus die Oder mit davor sanft anschwellenden Einzelhügeln oder vom schilfig-flachen Ostufer (heute polnisch) Windmühlenberg und Dorf Lebus.

Aber dann wurde ich Soldat und Landeschütze in Freienwalde. Welch schöne Gruppe dort das Rathaus und die Kirche. Da wurden Gotik und Barock so sanft stille Brüder. Was diese Zeit mir schenkte (was nahm sie mir?), waren die Wälder der Rauenschen Berge, die Havelufer um Paretz, ja sogar der Übungsplatz Döberitz konnte mild sich dehnende Landschaft sein. In die Geschützkompanie des Lehrregiments in Döberitz war ich nach Abschluß der Ausbildung gekommen. Man sah bald mein Zeichnenkönnen, und so war ich erst Vorführsoldat in Geländeskizzen, die exakt die Proportionen der Abstände

gaben. Man ließ mich dann in einer Waffenverbesserungsstelle zeichnen, und endlich zeichnete ich die Illustrationen für die neuen Heeresdienstvorschriften. Mir schien das fast besser als Kriegsmaler zu spielen, was Kollegen ja taten. Ich hatte kurz vor der Einberufung in Frankfurt a.O. einen General portraitiert. Er freute sich, wie all sein Gold an Kragen, Schultern und Manschetten im Bild glänzte. Als ich als 38jähriger vor ihm mich fast glaubte entschuldigen zu müssen, weil ich noch nicht Soldat war, sagte er, drücken könne man sich nicht, solle sich aber auch nicht drängeln. Nun hatte mich ja mein Soldatenschicksal sanft geleitet. Den Soldaten wird alles von oben zugeteilt wie vom lieben Gott.

Im Kleinen ein Erlebnis: Wir hatten in der Kompanie zu Weihnachten jeder ein Buch geschenkt bekommen. Ich bekam ein Heft von Arbeitsführer Ley, „Europa arbeitet für Deutschland.“ Da kommt unser Stubenkollege, ein junger Berliner Jurist und sagt: "Drunten in der Stube hat einer ein Buch von Poussin bekommen." Ich: "Gebt ihm alle meine Zigaretten!" Der junge Jurist: "Langsam, langsam, vier Zigaretten genügen." Er kam schnell wieder herauf in die Stube mit dem Katalog der Poussin-Zeichnungen in Chantilly, alle bestens in Kupfertiefdruck reproduziert. Welch ein Gruß aus der anderen Welt! Ich besitze heute noch das Büchlein.

Ich sah die Anfänge des Sterbens der Stadt Berlin. Ich ging am Sonntag durch Berlin, sah, wie geliebte Architektur starb. So war anstelle der Kamekeschen Villa von Schlüter hinter der Universität nicht nur eine Ruine, sondern ein riesiger Bombentrichter. In Charlottenburg sah ich im Spiegelsaal die geschwärzten und zerstörten Stuckreliefs noch in Resten an der Wand hängen. Das Schlimmste sah ich dort nicht mehr.

Im Spätsommer 1944 gab man mir den Auftrag, drei Scheiben zu malen für ein Wettschießen zwischen Wehrmacht und Hitlerjugend, das in Dresden vor sich gehen

sollte - Grenadiere Friedrichs des Großen sollte ich auf eine Scheibe malen. Nun besuchte ich ja, wenn ich in Berlin war, Adolf Reichwein im Volkskunstmuseum. Wenn man ihn traf, fragte er, was er für einen tun könne. Ich sagte von dem Auftrag, und sofort rief er im Zeughaus an, wo ich die nötigen Uniformstücke ansehen konnte.

Eines Tages war er nicht anwesend. Man fragte mich umständlich aus, wer ich wäre und woher ich Reichwein kannte. Er war verhaftet worden und wurde hingerichtet wegen Teilnahme an dem, was am 20. Juli geschehen sollte. Das Lehrregiment hatte einen festen Auftrag für den 20. Juli: Besetzung der Bendlerstraße, Oberkommando. Aber über der ganzen Aktion lag Verwirrung, wohl weil die Mehrzahl der Soldaten darüber unklar war, was geschehen sollte. So habe ich es in der Erinnerung. Das Lehrregiment mußte noch einmal ins Baltikum. Ich konnte mich in meiner Abordnung als Zeichner davonretten.

Ich muß da die seltsame Geschichte meines österreichischen Kameraden erzählen. Ich wußte, daß er Halbjude war und das verbarg, weil er aus Naturbegeisterung Förster werden wollte und ein Revier in der Steiermark schon bekam. In der Kaserne schrieb er an einem Sträflingsroman, in dem er die Erlebnisse des Arbeitsdienstes verarbeitete. Er kam aus dem Baltikum verwundet zurück, ging zur Verwaltungsstelle des Lehrregiments in Potsdam, wies nach, daß er Halbjude sei. Man entließ ihn, er schlug sich nach Österreich durch, und dort durfte er ausgelagertes Kulturgut im Burgenland betreuen. Ich greife etwas zurück. Ich hatte nun meine oben genannten Scheiben gemalt und durfte sie selbst nach Dresden bringen im September 1944. Man ging wie verzaubert durch die vollkommen heile, so stille Stadt. Ich zeichnete Frauen- und Hofkirche und einiges vom Zwinger. Dann kam doch die völlige Zerstörung Dresdens. In derselben Nacht kam auch ein Angriff auf Cottbus, hauptsächlich auf den Bahnhof, auf dem Flüchtlingszüge aus Schlesien standen. Dabei verbrannte eine Kiste mit etwa einem Dutzend Bildern, die ich gern retten wollte, Portraits vor allem. Die Russen waren schon in Küstrin, als die Zeichnerstelle in Döberitz mit Bahn sich aufmachte nach Erfurt. Dort saßen wir ein paar Tage in einer Kaserne am Steiger, dem sanft westlich ansteigenden Laubwald. Bomben trafen uns fast, aber doch nur daneben. Ich lief weit in die Felder und zeichnete die schön geschlossenen Dörfer in flachen Feldermulden mit Kirchendach und breitem Turm, wohl auch mit Windmühle. Unser Major ließ mich wohl einmal nach Eisfeld zur Familie und vor allem zum Vater, den ich das letzte Mal sah. Die Mutter war schon 1938 gestorben an Herzerweiterung - sie hatte sich zu Tode gearbeitet. Der Major nahm an, ich würde wohl bei der Lage gar nicht wieder nach Erfurt zurückkehren und wunderte sich, als ich nach drei Tagen wieder erschien. Ich hatte aber richtig entschieden, wie ich später einsah.

Als die Amerikaner in Gotha waren, rückte unsere Fünfer-Gruppe weiter ab nach Süden auf einem Holzgasauto. In einem Blechfaß waren Holzvorräte für die Fahrt. Meist fuhren wir nachts. Um Weimar begegneten wir Zügen von Sträflingen - aus Konzentrationslagern? Wohin mit ihnen?

Über Jena, Plauen (zerstört) landeten wir in Adorf. In unserem Quartier hörte ich abends im Radio: "Unsre Grenadiere verteidigen sich in Eisfeld und auf der Veste Coburg. " Oh Gott, ich sah Eisfeld zerstört! Das war eben Goebbelscher Bericht. Bei Eisfeld jedoch stand ein Eisfelder Hauptmann, der seine Granatwerfer noch einmal auf die Amerikaner abschob in Richtung Schleusingen. Da gab es tatsächlich auf "mein" Eisfeld Artilleriebeschuß und eine Fliegerbombe.

Auf unsrem Holzgasauto fuhren wir weiter über Marienbad, Fürth. Bei der nächtlichen Fahrt hörten wir die Bomben auf Nürnberg fallen. Von Straubing ging es

über Landshut weiter nach Wasserburg, wo wir tagsüber blieben, nach Innsbruck und den Paß hoch nach Mittenwald. Dort wurde unsere Stelle aufgelöst. Ich stellte mein Zeichenmaterial, eine dicke Rolle bestes Zeichenpapier, Tubenfarben, Reißzeug, Pinsel in einem Haus am Markt in Mittenwald ein. Ich ging nun zu Fuß in Richtung Starnberg, wo ich mich stellen sollte. Bei Oberndorf sah ich den Wegweiser nach Ettal. Der Tag war noch lang, so daß ich zuerst nach Ettal hinaufstieg. Ach, dort oben waren Mädchen aus Ostpreußen evakuiert. Wie sollte man sie trösten?

Von Starnberg schickte man mich nach München in die Türkenschanzkaserne, von da wieder nach Neuburg an der Donau. Ich kam mit dem Zug bis Dachau, in der Nacht weiter nach Ingolstadt. Überall, ob München oder Ingolstadt, sah ich mir zuerst die Zerstörungen an. Bei Ingolstadt war der Turm einer Barockkirche "umgelegt".

An einem Frühlingsmoregn ging ich unter blühenden Bäumen nach Neuburg. Dort sollte ich als Zeichner den Verteidigungsplan aufstellen. Man wollte Baumsperranlegen vor der Stadt.

Als Waffen waren nur eine Panzerfaust da und etliche Gewehre. Eine Fliegerbombe fiel, ein Haus brannte, die Feuerwehr löschte. Wie friedlich im Krieg!

Wir lagen im Schloß des Ott-Heinrich von der Pfalz unter üppigen Stuckdecken. Bei Beschuß ging man in die hohen Schloßkellergewölbe. Man sah allgemein "ENDE". Man räumte die Verpflegungslager. Jeder nahm mit, was er wollte. Ich sicherte mir als Nichtraucher ein Päckchen Tabak als wertvollstes Tauschmittel und hielt es durch alle Nässe und Kälte vorsichtig unterm Mantel trocken. Bei Mondschein zogen wir, ein Hauptmann und vier Mann donauaufwärts, um Grünau zu besetzen. Es entpuppte sich als ein Jagdschloß mit dicken, runden Ecktürmen. Die Wände einiger Räume waren mit Jagdfresken bemalt, qualitätvolles 16. Jahrhundert. In der nächsten Nacht ging die kleine Gruppe mit proviantbeladenem Handwagen südwärts. Wasserreiche kleine Flüsse begleiteten uns, und im Mondschein erschienen die Dörfer mit ihren Barockzwiebeltürmen zauberhaft reich. Bei Tagesanbruch kamen wir an ein Walddörfchen Ehrenberg. Der Hauptmann sagte: "Laßt Euch gefangennehmen, ich haue ab." Französische Arbeiter vermittelten freundlich die Gefangennahme. Unsere Waffen hatten wir vor uns hingelegt: „ein“ Gewehr. Durch verschiedene Sammelstationen - Pfaffenhofen, Hohenkammer - landeten wir auf Lastautos schließlich in Fürstenfeldbruck, wo wir einige Tage bei Schnee und Regen

auf dem Acker saßen, bis uns ein von einem Afrikaner wild gefahrenes Lastauto über Neuulm bis auf die Hügel westlich Heilbronn brachte, gesprengter Brücken wegen auf Umwegen über Cannstadt, Waiblingen, Backang, Löwenstein - das Städtchen in Trümmern, nur der Löwenbrunnen aufrecht - Weinsberg. Angesichts der Salzbohrtürme von Heilbronn waren Stacheldraht-Pferche, 100 x 100 Meter groß, aufgeteilt. In jedem Pferch lagen bald 10000 Gefangene. Manche Gefangene hatten sich Zelte gerettet, ich nicht. Man wurde naß und wieder trocken, wie der Erdboden einmal Schlamm war, einmal harte Tenne. Hier im Lager begann mein Tauschgeschäft: Tabak in kleinsten Mengen gegen nicht beschriebenes Feldpostbriefpapier und Bleistiftstummel. Ein Zufall rettete mich in ein Zelt: Ich zeichnete auf einem alten Grenzstein, und ein Zugucker fragte höflich um Genehmigung des Zuguckens. Das konnte im Gefangenenlager nur ein feingebildeter, verständnisvoller Mann tun. Ich stellte mich vor. Siehe da, wir hatten uns schon einmal kennengelernt. Er, Herr Ebert, wurde dann für etwa ein Jahrzehnt mein lieber Kollege. Aber jetzt rettete er mich aus dem Schlamm ins trockene Zelt.

Die geschlagenen deutschen Soldaten benahmen sich in unbekümmerter Weise, so etwa wie die Leute auf Breughels Bildern, wie sie erschöpft pennten, wie sie auf der

Lager-Latrine ihre Notdurft verrichteten, wie sie hoffnungslos standen und diskutierten, wie sie zum Essen anstanden, die Reste mit den Fingern aus dem Blechnapf leckten. Aber auch die Zivilinternierten, die mit gutem Anzug ins Lager kamen, hatten bald nach ein paar Tagen in Nässe und Morgenkälte gefroren und die Zivilform verloren und wirkten breughelisch heruntergekommen. Ich fing auch an, amerikanische Soldaten zu zeichnen. Die Zeichnungen wurden mit amerikanischen Zigaretten bezahlt. Als ich aus dem Lager ging, hatte ich einen kleinen Holzkoffer, von einem Mitgefangenen aus Verpflegungskisten gebaut, gefüllt mit Zigaretten. Das war wieder für Frau und Familie erstes wesentliches Tauschmittel bei Bauern in Oberfranken, wo wir dann saßen.

Im Herbst kamen wir vom freien Acker in die Kaserne in Kornwestheim. Bei diesem Übergang wurde unser Gepäck durchsucht. Ich fürchtete, daß man mir meine vielen kleinen Lagerzeichnungen wegnähme. Ich ging auf den Wachhabenden los, raffte mein Englisch zusammen und sagte, ich sei Maler, hätte im Lager viel gezeichnet, das ich in Bildern verwerten wolle. Der Gute schickte mich unkontrolliert zu den schon Kontrollierten. So rettete ich die etwa 130 kleinen Bildchen, die heute das Städtische Museum in Heilbronn besitzt. Aber in der Kaserne ging es mir gut. Wir bekamen zu dritt ein "Künstler"-Zimmer und bekamen Aufträge für Zeichnungen und Malereien. Ich malte Wandbilder und Portraits. Die Amerikaner gaben mir Papier, Farben, Pinsel und alles nötige Material, als ich ihnen schwäbische Quellen dafür genannt hatte. Außer mir war noch ein Berliner Kollege da, den ich vom Studium kannte. Für mich wesentlich war aber der dritte im Zimmer, Prof. Gisbert von Teuffel von der technischen Hochschule in Karlsruhe. Auf amerikanische Brotsäcke zeichnete er Grund- und Aufrisse aller wesentlichen Bauwerke vom griechischen Tempel bis zur Barockkirche, dazu aber Skizzen zu Mauerverbänden und Gewölbekonstruktionen. Ich besitze noch viele solche Zeichnungen von ihm, so besonders die große Zeichnung des Innern eines griechischen Tempels mit einer Balkenkonstruktion des Daches, wie er sie in einer süditalienischen Scheune fand und sich sagte: So klar und überzeugend muß ein griechisches Tempeldach innen konstruiert gewesen sein. Es war ein bester Lehrgang in Bauverständnis. Ach, sein einziger Sohn war schon gefallen. Er liebte die weiche Schieferbedachung an Turmhauben und Erkern. So liebte er besonders Kloster Banz daß ich ihm versprach, nach der Entlassung nach Coburg hinaufzugehen nach Banz und ihm, der noch im Lager blieb, eine von uns besprochene Einzelheit zu zeichnen. Das tat ich. Als ich oben zeichnete, ergab sich im Gespräch Gelegenheit, in einem fraglichen kunstgewerblichen Betrieb mitzuarbeiten, der mir aber die Möglichkeit der Zuzugenehmigung für die Familie bot.

In Coburg und Neustadt erkundigte ich mich zuerst nach den Zuständen in meinem Heimatort Eisfeld, wohin meine Familie aus Cottbus geflüchtet war. Aber da saßen schon die Russen, die mich in Uniform sofort wieder östlich transportiert hätten. Unterdessen war mein Vater gestorben. So war das Ankommen in Banz die Rettung, die Zusammenbringung mit der Familie langsam anzubahnen.

Aber nun saß ich in einer herrlichen kriegsverschonten Landschaft. Nur das eine Dorf Zapfendorf war durch Bomben auf einen dort stehenden Munitionszug völlig zerstört worden. Ich holte meine in Mittenwald eingestellte Papierrolle und die Farben, malte kleine Formate in Wasserdeckfarben, um mit meinen über den Krieg geretteten und in der Gefangenschaft etwas aufgefrischten Farbmengen und Papieren recht weit zureichen. Welche landschaftliche Motivfülle in Banz, Vierzehnheiligen und Staffelberg, im Itzgrund, am Main – auf- und abwärts. Bei meiner Kunstgewerbemitarbeit hatte ich mir ausbedungen, mir Freiheit als Landschaftsmaler zu genehmigen. (Ich malte, wenn sie anstanden, in Serien Motive auf Tablets.) Ich kochte

mir eine Konservenbüchse voll mit Saubohnen, die beim Bauern frei zu haben waren. Das war der Proviant für den Tag, so daß ich von morgens bis abends einige Bildchen in selten zu erhaschenden Stimmungen malen konnte. Außerdem fesselte mich - nach dem von Frühling bis Herbst 1945 völlig zertrampelten Pflanzenwuchs in unserem 100-Quadratmeter-Perch - die Pflanzenfülle vom frühesten Frühling an mit Schneeglöckchen und Seidelbast hier in Oberfranken, daß ich alle Blumen, die ich antraf, in einem Exemplar fein zeichnete und kolorierte. Ich zeichnete immer einige Pflanzen auf ein Blatt, um ihr verschiedenes Wachstum in blumiger Feinheit gegeneinander zu kontrastieren. Diese Serien besitze ich noch und stehe zu ihnen, obgleich, als ich sie nach dem Krieg in den 50er Jahren bei einer Tagung Kollegen zeigte, einige von diesen - sie kamen vom Bauhaus - sie als Unkunst bezeichneten, reine Naturnachahmung. Und dann ahnte ich noch nicht, daß in einigen Jahren der große Blumenmord kommen sollte, der in erschreckender Weise unsere Natur so verarmen lassen sollte. Welche Biologen waren es, die sich ausdachten, daß man die zweikeimblättrigen Pflanzen leicht durch Überfütterung ausrotten könnte, um allein die einkeimblättrigen Gräser wachsen zu lassen? Wie kam diese neue „Düngung“ unbedacht in den Handel und wurde in Geschäftsegoismus von der Landwirtschaft aufgenommen? Wo reichblumige Wiesen sonst waren, ist jetzt nur das grüne Gras weniger Grassorten. Waren die vielen farbig formvollen Blumen nur Unkraut ohne Nährwert und ohne lebensanregende Wirkung? Eine beispiellose menschliche Grausamkeit, Unbedachtheit gegenüber der Natur um uns! Ich konnte auch nie begreifen, wie Mondrian, der anfangs so feinfühlig Bäume zeichnete, sie immer mehr "abstrahierte" zu seinen "Endlösungen" von Rasterfüllung.

Aber die schöne Kriegsende-Freiheit auf Banz konnte nicht ewig weitergehen. Ich konnte meine Familie von dem 40 Kilometer entfernten Eisfeld herüberholen. Aber sie mußte den weiten Umweg über Eisenach-Bebra-Würzburg-Bamberg nach Staffelstein-Banz machen.